

Archive und Medien

Vorträge des 69. Südwestdeutschen Archivtags am 20. Juni 2009 in Münsingen

Herausgegeben von Edgar Lersch und Peter Müller

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 2010

PETER HABER

Das Web 2.0 und die Archive

Anmerkungen aus der Sicht eines Historikers

Das Internet hat in den letzten rund zehn Jahren zahlreiche Lebensbereiche nachhaltig beeinflusst und verändert. Dies gilt auch für die wissenschaftlichen Arbeitsweisen und damit ebenso für die Welt der Archive. Sowohl in den Archivwissenschaften als auch in angrenzenden Gebieten wie den Informationswissenschaften sind in den letzten Jahren zahlreiche Studien vorgelegt worden, in denen dieser Wandel beschrieben und analysiert sowie auf konkrete Fragestellungen heruntergebrochen wurde.

Im Folgenden soll weder dieser Forschungsstand referiert, noch soll eine weitere Lagebeurteilung vorgenommen werden. Stattdessen hat dieser Beitrag aus der Feder eines Historikers zum Ziel, die archivische Binnenperspektive zu verlassen und von außen, gleichsam als teilnehmender Beobachter, welcher der Historiker ja im Archiv immer ist, einige Thesen festzuhalten.

Der bewusst etwas unverbindlich gewählte Titel *Das Web 2.0 und die Archive* lässt mehrere Zugänge zum Thema zu, von denen hier drei angesprochen werden sollen: Einerseits lassen sich

rückblickend auf die letzten Jahre verschiedene paradigmatische Umbrüche innerhalb des digitalen Wandels beschreiben, die auch auf die Archive ihr Auswirkungen hatten. Zum Zweiten lassen sich die unterschiedlichen *Gatekeeper* beschreiben, zu denen auch die Archive gehören, und ihr Rollenwandel im Zuge der Digitalisierung analysieren. Und drittens können auch einzelne archivische Aufgabenbereiche fokussiert und im Kontext des digitalen Wandels thematisiert werden.

Paradigmatische Umbrüche

Das World Wide Web trat seinen Siegeszug Anfang der 1990er-Jahre an, war aber in den ersten Jahren einer größeren Öffentlichkeit noch kaum bekannt. Im Kreis der Historikerinnen und Historiker begann sich etwa Mitte der 1990er-Jahre Interesse zu regen und bei den Archivaren dürfte dies zu einem ähnlichen Zeitpunkt eingesetzt haben. In dieser ersten Phase wurde das Netz gezielt als Recherchierinstrument für historische

Informationen genutzt. Die wichtigsten Ressourcen waren in dieser Zeit Bibliothekskataloge, die aber nicht selten nur über umständliche Telnet-Verbindungen zu erreichen waren. Historisch relevantes Material wie Quellen, Aufsätze oder hilfswissenschaftliche Datenquellen waren damals rar und die Aufbereitung fast ausnahmslos als spartanisch bis dilettantisch zu bezeichnen. In diesen ersten Jahren des WWW-Booms wurde das Netz von den meisten Historikern – wenn überhaupt – fast ausschliesslich als Möglichkeit genutzt, um Informationen zu beziehen, nicht aber, um selbst Informationen im Netz einzustellen. Wenn man bedenkt, dass heute, knapp 15 Jahre später, E-Mail, Newsletter, Homepages oder Online-Datenbanken kaum mehr aus dem Alltag wegzudenken sind, können wir von einem sehr dynamischen Aneignungsprozess sprechen.

Erst mit einigen Jahren Verzögerung wurde das WWW als mögliche Plattform zur Selbstdarstellung und zur Publikation eigener Forschungsergebnisse wahrgenommen. Dies stellte einen paradigmatischen Wandel dar, weil sich die rein passive Haltung dem Netz gegenüber nun wandelte und sich Archivare und Historiker ungefähr um die Jahrhundertwende herum nicht mehr nur als Informationsbezieher, sondern als Akteure der neuen Netzwelt verstanden. Besonders deutlich lässt sich dieser Wandel bei den Webauftritten von Archiven beobachten: Während in den Pionierjahren der ersten Phase Konzeption und Pflege eines allfälligen Web-Auftritts Sache des EDV-Supports war, avancierte das Thema in den folgenden Jahren vielerorts zur Chefsache. Denn mit der Konzeption eines Webauftritts gingen in der Regel Diskussionen über Strukturen, Hierarchien und Kompetenzen einher, die nun plötzlich offen gelegt und benannt werden mussten.

Auch in dieser zweiten Phase, in der das Web nicht nur als Recherchierinstrument, sondern auch als Distributionskanal wahrgenommen wurde, blieben indes die bevorzugten Kommunikationsmedien innerhalb der eigenen Community gedruckte Zeitschriften und Sammelbände – wie dieses Heft hier, das Sie in den Händen halten. Die Publikation von Online-Texten wurde – und wird – als wenig prestigeträchtig angesehen, da insbesondere anerkannte Mechanismen der Qualitätskontrolle und eine garantierte Langzeitverfügbarkeit noch immer fehlen. Immerhin: Digitale Publikationen sind heute nicht mehr tabu, aber sie fristen noch immer ein Schattendasein.

Der Beginn des nächsten Umbruchs lässt sich auf das Jahr 2004 datieren, als zahlreiche neue Dienste im Netz auftauchten, die alle etwas gemeinsam hatten: Unter der konsequenten Nutzung von Hypertext, Multimedia und Interaktion schufen sie soziale Plattformen, auf denen Bilder, Reisetipps, Tagebuchnotizen – oder eben auch wissenschaftliche Bibliografien, Quellen oder Texte – ausgetauscht und kollaborativ weiter bearbeitet werden konnten. Das neudeutsche Buzzword für diese Dienste lautet Web 2.0.

Mit Web 2.0 werden erstmals die neuen Möglichkeiten des Mediums WWW ausgereizt und nicht nur alter Wein in neuen Schläuchen serviert. Nach der Informationsbeschaffung in der ersten Phase und der Repräsentation von Wissen nach dem zweiten paradigmatischen Umbruch steht nun, in dieser dritten Phase der Web-Rezeption, das kollaborative Arbeiten im Netz im Vordergrund.

Das bekannteste Projekt dieses neuen kollaborativen Netz-Paradigmas ist Wikipedia, eine offene Enzyklopädie im doppelten Sinn: Nicht nur der Zugang zu den Texten, die in der Wikipedia

versammelt sind, ist frei, jedermann kann die Texte in der Wikipedia überarbeiten, umschreiben und neue Texte anlegen. Interessant an Wikipedia sind nicht die historischen Inhalte, die dort zu finden sind, sondern die Art und Weise, wie die Texte entstehen und die Diskussionen geführt werden. Das Wiki-Prinzip – einfache Bearbeitung der Texte im Browser und die Möglichkeit, alle Veränderungen zu verfolgen und notfalls wieder rückgängig zu machen – hat sich in vielen Firmen bereits durchgesetzt. Handbücher, Anleitungen und ähnliche Dokumente werden in entsprechenden Intranets immer häufiger mit Wiki-Software erstellt.

Rollenwandel der „Gatekeeper“

Der Wandel, der sich im Bereich der historischen Informationen vollzogen hat, lässt sich indes nicht nur mit den skizzierten paradigmatischen Umbrüchen im Umgang mit dem WWW beschreiben, ebenso aussagekräftig ist der Wandel der *Gatekeeper*, die den Zugang zu geschichtlichem Wissen verwalten. Im Kontext analoger Wissensspeicher standen zwei Institutionen im Vordergrund, die im engeren Sinn als *Gatekeeper* fungierten: die Bibliotheken und die Archive. Sie waren es, welche die zum Teil öffentlich, zum Teil restriktiv zugänglichen Informationsträger auswählten, nach einer bestimmten Systematik ordneten und einem breiten Publikum mehr oder weniger zugänglich machten. In einem weiteren Sinn lassen sich auch Verlage und weitere Kulturspeicher wie Museen und historische Gesellschaften zu den *Gatekeepern* des historischen Wissens zählen. Gemeinsam war allen diesen Institutionen, dass für die Auswahl und somit die

Qualitätskontrolle ausgebildete Fachleute zuständig waren, die in aller Regel nach nachvollziehbaren Kriterien arbeiteten und mit ihrer Arbeit für eine Kontinuität sorgten.

Mit dem digitalen Umbruch hat sich dies geändert. Die bisherigen *Gatekeeper* haben Konkurrenz erhalten, insbesondere von Suchmaschinen. Die aber funktionieren gänzlich anders als die traditionellen Institutionen der Wissensverwaltung. Nicht intellektueller Einsatz steht im Vordergrund, sondern Algorithmen, welche über Ranking und damit Sichtbarkeit entscheiden.

Eine algorithmisierte Wissensordnung, wie sie von Google durchgeführt wird, ist nicht per se schlechter als eine intellektuelle. Aber sie funktioniert anders und will anders genutzt werden. Da aber hapert es in der Regel. In der Praxis ist es nämlich so, dass wir bei der täglichen Arbeit uns beider Systeme bedienen: Wir nutzen im dauernden Wechselspiel Bibliothekskataloge, Suchmaschinen, Portale, bibliografieren parallel dazu auch noch nach dem Schneeballsystem und sollten – eigentlich – immer wissen, in welchem Modus wir gerade arbeiten und unsere Suchstrategie und unsere Suchbegriffe jeweils den Gegebenheiten anpassen. Das ist eine hohe Anforderung und will eingeübt sein. In die entsprechenden universitären Curricula ist diese Kompetenz nicht eingebunden und wer seine Ausbildung schon vor längerer Zeit absolviert hat, ist sowieso auf *learning by doing* angewiesen. Fatal an dieser Situation ist, dass Google den Eindruck vermittelt, auch ohne spezielle Suchkompetenzen mit der Suchmaschine arbeiten zu können. Denn irgendetwas findet sich mit einer Google-Suche immer – bloß bleibt es im Ungewissen, ob es nicht noch mehr, noch besseres Material gegeben hätte.

In den letzten Jahren ist eine neue Art von *Gatekeepern* aufgetaucht. Sie funktionieren ohne Fachleute und ohne Algorithmen, vielmehr versuchen sie, eine Art kollektiver Intelligenz zu mobilisieren. Gemeint sind Web-2.0-Dienste, die ebenfalls anbieten, Wissensbestände zu erschließen und zugänglich zu machen. Nebst Wikipedia, das sich aber weniger an eine wissenschaftliche Community richtet, sind dies bibliografische Dienste wie Bibsonomy oder Connotea. Auf diesen Plattformen können registrierte Benutzer ihre bibliografischen Daten verwalten, mit Tags versehen und der Netzöffentlichkeit zur Verfügung stellen. Auf diese Weise entstehen gigantische Referenzwerke, die nach einem neuen Modus erschlossen werden, nämlich *community based*, wie der entsprechende neudeutsche Ausdruck lautet. In der Praxis müssen sich diese Dienste erst noch bewähren, aber schon heute bilden diese Dienste eine ernstzunehmende Ergänzung zu den herkömmlichen Fachportalen, wie sie von den Bibliotheken bereitgestellt werden.

Die Archive und der Wandel

Nun stellt sich die Frage, wie sich diese Veränderungen auf die Archive auswirken. Zunächst einmal funktionieren Archive anders als Bibliotheken, haben Archive einen klaren Auftrag und eine in der Regel stabile Klientel, die in den einzelnen Archiven arbeitet. Gleichzeitig aber sind Archive Teil des historischen Informationssystems und sind mit Erwartungen und Gepflogenheiten seitens der Benutzerinnen und Benutzer konfrontiert. Und diese, so zeigt sich in mehreren Studien, hat sich in den letzten Jahren geändert.

Wenn man einige der zentralen Aufgabenbereiche der meisten Archive betrachtet – Überlieferung bilden, erschließen und vermitteln – so ist mit folgenden neuen Herausforderungen zu rechnen:

Bei der Überlieferungsbildung ist es denkbar, dass Archive in Zukunft auch über das Netz digitale oder nachträglich digitalisierte Dokumente und Bilder entgegennehmen. Auf diese Weise ließen sich zum Beispiel Quellen zur Alltagsgeschichte oder zur Lokalgeschichte sammeln, die sonst kaum in ein Archiv gelangen würden. Würde eine solche *Schnittstelle* zur Öffentlichkeit angeboten, müssten die Archive für die Auswahl, die Authentifizierung und die ordnungsgemäße Speicherung besorgt sein. Aufgrund des hohen Aufwands bietet sich eine solche ausgeweitete Sammlungstätigkeit nicht als kontinuierlicher Dienst, sondern als ein Service für bestimmte Anlässe an. Dort aber könnte sie nicht nur die Materialbasis des Archivs erweitern, sondern auch die Bevölkerung auf einfache Art und Weise für die Bedeutung des Archivierens sensibilisieren.

Auch die Erschließung von vorhandenen Quellen könnte in Zukunft anders organisiert werden. Wieso nicht die Ergebnisse von Archivseminaren der Universität in die eigenen Findmittel einfließen lassen? Mit digitalen Redaktionssystemen lassen sich sehr differenzierte Rollenmodelle ausarbeiten, bei denen zum Beispiel die Arbeit der Studierenden zuerst von den Kursleitern freigegeben werden muss und dann erst dem zuständigen Archivar elektronisch vorgelegt wird. Dieser kann dann entscheiden, was auf welche Weise in die vorhandenen Findmittel überführt wird. Für die Studierenden wäre eine solche Mitwirkung an den Arbeitsprozessen des Archivs ein Motivationsfaktor, das Archiv könnte auf Arbeiten zurückgreifen, die so oder so gemacht, aber bisher nicht

weiter genutzt worden sind. In einem solchen Rollenmodell müsste auch die Qualitätssicherung eingebaut werden: Für welche Aspekte ist der – externe – Kursleiter zuständig, was wird vom verantwortlichen Archivar bearbeitet? Dies wiederum würde auch die heute weitgehend getrennten Arbeitswelten der Historiker und der Archivare wieder näher bringen.

Bei der Vermittlung schließlich fällt dem Archiv eine zentrale Rolle zu, geht es doch heute um nicht weniger als eine Neudefinition der Quellenkritik. Eine Quellenkritik des Digitalen soll und muss zwar an die herkömmliche Quellenkritik anknüpfen, wie sie von Droysen, Bernheim und anderen umschrieben wurde. Im digitalen Kontext stellen sich zwar die gleichen Fragen an die Quellen wie im analogen Bereich. Doch gibt es einige Kernprobleme, die mit den Methoden der klassischen Quellenkritik nicht gelöst werden können. In seinem Grundriss der Historik schrieb Droysen: §. 30. *Es fragt sich, ob dieses Material wirklich das ist, wofür es gehalten wird oder gehalten werden will; darauf antwortet die Kritik der Aechtheit. [...]*¹ Was aber bedeutet Echtheit im digitalen Zeitalter, wenn sich die Kopie vom Original nicht mehr unterscheiden lässt und wenn Manipulationen an einer Datei so vorgenommen werden können, dass sie keine Spuren hinterlassen? Droysen nämlich wollte wissen, *ob dies Material noch unverändert das ist, was es war und sein wollte, oder welche Veränderungen an demselben zu erkennen und ausser Rechnung zu stellen sind.*²

Die Schwierigkeit, die sich beim Versuch stellt, Droysens Grundsätze im Kontext digitaler Quellen anzuwenden, liegt in der veränderten Medialität der Quellen. Die im Nachgang zu Droysen entstandenen historischen Hilfswissenschaften

wie die Paläografie, die Heraldik, die Diplomatik, die Sphragistik oder die Numismatik, die alle ihre Legitimation aus der Anwendung der Quellenkritik auf die einzelnen Quellengattungen beziehen, haben sich auf ihre je eigenen Medialitäten konzentriert. Im Hinblick auf das digitale Zeitalter bedeutet dies, dass es eine neue, den digitalen Medialitäten angepasste Hilfswissenschaft braucht, in deren Zentrum die Quellenkritik stehen muss und die nicht von den Historikern allein, sondern in Zusammenarbeit mit der Informatik und der Archivwissenschaft erarbeitet werden muss.

Anmerkungen

- 1 Johann Gustav *Droysen*: *Grundriss der Historik*. Leipzig ²1875. S. 16 f.
- 2 Wie Anm. 1.